

## **DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...**

**Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges**

**Band VII/10**

### **Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei**

#### **Rückkehr nach Kiowitz, Lebensverhältnisse im Mai 1945**

Erlebnisbericht des Gutsbesitzers Friedrich Graf von S. aus Kiowitz, Kreis Wagstadt im Sudetenland (x005/12-14): >>Ende April ... gelangten (wir) mit drei Fuhrwerken bis zu dem 60 km entfernten Städtchen Bodenstadt, wo uns die russischen Truppen bald einholten. ... Die Russen nahmen uns die drei Treckwagen; im übrigen wurden wir von ihnen - außer durch die üblichen kleineren Diebstähle - nicht viel belästigt.

Mitte Mai 1945 wollten meine Tochter und ich ... nach Kiowitz zurückkehren. Auf der ersten Bahnstation wurden wir von jungen Burschen, die durch Armbinden als Sicherheitswache gekennzeichnet waren, angehalten, obgleich wir Ausweise der Polizeibehörde mit der Bewilligung zur Heimreise vorweisen konnten. Wir hatten Rucksäcke. Die wurden durchsucht. Es wurde (eine) Leibesvisitation vorgenommen, Geld (12.000 RM) und was sonst irgendwie von Wert erschien, wurde weggenommen. Quittungen wurden verweigert. Wir wurden unter Bewachung mit anderen Schicksalsgenossen ... nach Friedeck gebracht. ...

Das Männerlager war ein Gerichtsgebäude. Der Raum, in den ich abgeführt wurde, ca. 40 qm Bodenfläche, beherbergte 60 Männer. Es gab keine Pritschen, kein Stroh, keine Decken. Einige Männer lagen nachts auf einem Tisch. Ich hatte mir einen einfachen, harten Holzstuhl gesichert. Die meisten Männer lagen auf dem bloßen Boden, was nicht sehr verlockend war, da der Unratkübel, der bei Nacht benützt werden mußte, weil niemand den Raum verlassen durfte, überlief und seinen Inhalt auf den Fußboden ergoß.

Unsere Rucksäcke hatte man uns abgenommen und unsere Taschen geleert. Ich hatte keine Seife, keine Bürste, keinen Kamm. Nur das gebrauchte Schnupftuch hatte man mir gelassen. Für die 60 Männer gab es am Morgen eine einzige kleine Waschschüssel - Wasserleitung war keine vorhanden. Dabei waren tagsüber ... meistens sehr schmutzige Arbeiten zu verrichten: Aufräumarbeiten in der Stadt, Erdarbeiten auf den Feldern, Abladen von Waggons mit Kohlenstaub und dergleichen.

Zur Ernährung erhielten wir morgens ein Stück Brot, 120 g, mittags einen Napf mit warmem Wasser, in dem eine Kartoffel schwamm. Früh und abends gab es eine schwarze Flüssigkeit, die als Kaffee bezeichnet wurde. - Von Zeit zu Zeit wurde ein Gefangener abgeführt, und dann konnte man aus dem Nebenraum laute Schreie und Peitschenhiebe hören. Ein paar Züge aus einem Zigarettenstummel oder ein Blick aus dem Fenster waren die Verbrehen, die so gesühnt wurden.

Nach zehn Tagen wurde ich aus dem Lager entlassen. ... Irgendeine Erklärung, weshalb wir ins Lager gekommen waren, erfolgte nicht. Die Rückgabe meines Rucksackes und des Inhaltes meiner Taschen wurden verweigert.

Mit einigen Schicksalsgenossen wurde ich per Bahn nach Ostrau gebracht und dort zu später Abendstunde auf die Straße gesetzt.

Deutsche durften kein Eisenbahnbillett nehmen, sie durften keine Gaststätte benützen. Sie durften sich auf keine Bank in den öffentlichen Anlagen niederlassen. Kein Tscheche durfte ihnen, bei sonstiger schwerer Strafe, die Kollaboranten drohte, irgendwie helfen oder auch nur mit ihnen sprechen. Dabei waren wir mit einer Armbinde gekennzeichnet; sie trug die Aufschrift "Wir danken unserem Führer", dazu ein Hakenkreuz. Man hatte mir keinen Pfennig

Geld gelassen.

Kiowitz war 40 km entfernt, und es war später Abend. Ich entschloß mich schließlich, beim Pfarrhause anzuklopfen. Der tschechische Pfarrer nahm mich freundlich auf. Er gab mir ein Bad, ein Bett und Essen. Am folgenden frühen Morgen konnte ich den Heimweg antreten.

In Kiowitz fand ich meine Tochter vor, die schon drei Tage vorher aus dem Lager entlassen worden war und dort ähnliches durchgemacht hatte wie ich. Es kam aber noch dazu, daß jeden Abend Russen zum Lager kamen, denen der Lagerleiter Frauen für die Nacht auslieferte. Eine gütige Fügung hat sie vor diesem Schicksal bewahrt.

Ich fand das Schloß in Kiowitz gänzlich ausgeplündert und verwüstet. Einige Tage hatten die Russen dort gehaust. Nach ihrem Abzug hatte die heimische Bevölkerung sich geholt, was noch zu holen war. Möbel, Wäsche, Kleidungsstücke sah ich im Dorf wieder. ...

Die wenigen Deutschen, Frauen und Männer, Angestellte des Schlosses, waren in einem Lager zu Zwangsarbeiten zusammengefaßt. Dank meines Alters blieb ich davon verschont. Es wurde mir und meiner Tochter ein ganz kleines Quartier im Schloß angewiesen. Meine Tochter mußte im Schloßgarten arbeiten. Dazwischen wurde sie für drei Wochen ins Arbeitslager in Wagstadt befohlen, wo sie unter anderem helfen mußte, die Wohnungen der Deutschen auszuräumen.

Die Maierhöfe und die Forste des Gutes waren unter kommissarische Verwaltung gestellt; alle Bankguthaben waren natürlich gesperrt.

Im Herbst kamen dann meine Frau, die Gräfin P. mit ihren zwei Kindern, unsere treue Haushilfin nach Kiowitz. Etwas später kamen noch zwei weitere Kinder der Gräfin P., Knaben im Alter von elf und dreizehn Jahren. Zum Unterhalt dieser neun Menschen wurde mir gestattet, aus einem Sparkassenguthaben monatlich 1.000 Kc = 100 RM abzuheben.

Wir hätten ... verhungern müssen, wenn wir nicht bei einem großen Teil der tschechischen einheimischen Bevölkerung ... Hilfe gefunden hätten. Aber diese Hilfe mußte ganz heimlich gegeben werden, denn immer fanden sich Spitzel, welche bestrebt waren, die Wohltäter anzuzeigen und als "Deutschenfreunde" zu verfolgen.<<

### **Zustände nach dem sowjetischen Einmarsch in Friedrichsdorf bei Iglau, Verhältnisse in den Internierungslagern Gossau, Brünnberg und Obergöß von Juni 1945 bis April 1946**

Erlebnisbericht der Kindergärtnerin Margarete Z. aus Friedrichsdorf bei Iglau in Mähren (x005/52-57,187-194): >>Ende Februar 1945 schloß ich meine Ausbildung als Hortnerin (Kindererzieherin) in Prag ab. Wir wußten um den Ernst der Lage, denn im Herbst vorher waren wir Kursteilnehmerinnen zur gesundheitlichen Betreuung von Panzergräben bauenden 12-14jährigen Jungen aus den Kinderlandverschickungslagern eingesetzt gewesen.

Nach unserer Rückkehr kamen die vielen Bahntransporte schlesischer Flüchtlinge, die wir ebenfalls für Nächte oder Stunden des Aufenthaltes betreuen halfen und die dann größtenteils im böhmischen Raum untergebracht wurden.

Der Feind kam näher, aber wir glaubten noch an das Wunder der angeblich neuen Waffen, die auf jeden Fall den Russen aufhalten sollten. In Boskowitz bei Brünn mußte ich bis Ostern noch schulentlassene Jungen der KLV betreuen, die vorsichtigerweise doch nach Ostern mit Sondertransport in Richtung Bayern abgingen.

Ich mußte das Heim noch einem Vertreter der Bezirksbehörde übergeben und hatte große Schwierigkeiten mit dem tschechischen Heimpersonal, die forttragen wollten, was nicht nagefest war. Ich mußte feststellen, daß auch der tschechische Hausmeister, der scheinheilig immer betonte, uns zu beschützen, uns bestohlen hatte, aber die Eile, mit der ich mit den dort beschäftigten zwei reichsdeutschen Pflichtjahrmädeln von Brünn abgeholt wurde, weil die Bahn schon größtenteils durch Partisanensprengungen unterbrochen war, erlaubte uns keine

Proteste mehr.

Kurz vor der Einnahme durch die Russen kamen wir noch aus Brünn heraus. Die große Brücke bei Namest war gesprengt, und im Morgengrauen mußten wir schon in Klein-Beranau aussteigen, denn auch die Igelbrücke vor der Stadt war einige Tage vorher gerade in dem Augenblick gesprengt worden, als ein Transport junger Soldaten den Hauptbahnhof verließ. 80 junge Menschen riß der Zug in die Igel.

Wir fuhren noch nach Prag, um uns pflichtschuldigt zu melden, und ich bekam den Auftrag, in Ritschan noch Heimkinder zum Abtransport in Richtung Böhmerwald zu bringen. Der Haß und der Hochmut der Tschechen war dort schon offen. Einige einheimische Deutsche waren durch Drohungen so verstört, daß sie sich auf meinen Rat gerne den Kindern anschlossen.

Ich selbst blieb mit einem fiebrigen Rheumaanfall zurück und glaubte auch noch der Ordnung halber das Heim übergeben zu müssen. Das Haus wurde sofort von Soldaten belegt, und als mir der Offizier die Lage und den täglich erwarteten tschechischen Aufstand klar machte, begab ich mich sofort mit kleinem Gepäck auf den Heimweg.

Eine ehemalige tschechische Hausgehilfin gab mir freundlichst den Rat, meine Koffer bei ihr einzustellen, ich habe nichts mehr davon gesehen, noch von dem Mädels auf meine Schreiben eine Antwort bekommen. Zwei Tage brauchte ich, bis ich nach Iglau kam. Es war eine unheimliche Fahrt: die drohende Erregung in Prag und die gemischte Gesellschaft, vielfach Hilfstruppen im Zug.

Eigentlich wollte ich nur schnell meine Mutter aus Iglau abholen. Aber wohin? Schließlich hofften wir doch, daß der Amerikaner Böhmen und Mähren besetzen wird und nicht der Russe. Unsere Habe war größtenteils eingemauert oder vergraben. Viele Trecks fuhren in Richtung Südwesten vorbei, größtenteils Schlesier, die nach 3 bis 4 Wochen, restlos ausgeplündert, denselben Weg zurückkamen.

Wir wußten in dem Hin und Her nicht, was wir tun sollten. Erst als der Volkssturm aufgelöst war und als die letzte deutsche Wehrmachtseinheit Friedrichsdorf verließ, entschieden wir uns wie die meisten Nachbarn zum Bleiben. Der Krieg war ja aus, und in Friedrichsdorf hatten schon immer Deutsche und Tschechen nebeneinander gelebt, und wir hatten keinem etwas Schlechtes getan.

Am späten Abend des 8. Mai 1945 fielen Leuchtfallschirme, und man hörte die ganze Nacht den Donner und das Aufblitzen der Artillerie. Mit uns in der Wohnung befanden sich damals noch zwei Familien, ein Blinder mit Frau und zwei Kindern aus Schlesien und ein über 70jähriger Postbeamter i.R. aus Köln/Rheinland mit Tochter und Enkelkind.

Morgens um 5 Uhr gab es in der Stadt Panzeralarm, und da wir direkt an der Reichsstraße Richtung Prag wohnten, suchten wir alle den Keller auf. Kurz darauf donnerte der letzte deutsche Panzer, und ihm folgten nach einigen Minuten schon die Russen. Unaufhörlich rollten alle Arten von Motorfahrzeugen, am nächsten Tag waren es schon meist mit Mongolen besetzte Pferdewagen.

Gegen 7 Uhr morgens kam der erste Russe mit einem Tschechen wegen Waffen ins Haus. Der Vater wies die Bescheinigung über die abgegebenen Volkssturmwaffen vor, übergab ihnen seine Jagdwaffen, und sie gingen wieder.

Eine Stunde später kam wieder so ein Paar, und der Tscheche fragte nach dem Motorrad des Vaters und nach der "Deera" ("Tochter"). Ich war gerade in die Küche um etwas Eßbares gelaufen und voller Bange, daß sie meinem Vater etwas tun könnten, ging ich kurz entschlossen die Treppe hinunter. Der Russe packte mich am Arm, nahm mir die Uhr ab, schickte dann den Tschechen fort und wollte mich in eine Tür zerren. Er stank nach Alkohol. Ich fragte erschrocken: "Co chces?" ("Was willst Du?"), sah ihn groß an und sagte in tschechischer Sprache: "Zu Haus hast Du doch auch eine Mutter oder eine Schwester?"

Der kahlköpfige Russe sah mich an wie einen Geist, drehte sich um und ging fort. Es war mir

im Haus nun nicht mehr geheuer, ich versteckte mich im Garten. Eine Deutsche, die mit einem tschechischen Eisenbahner verheiratet war, hielt ein russisches Auto an und hetzte die Rotarmisten in unseren Garten mit dem Hinweis "germanski Soldat". Als ich mit noch drei benachbarten Frauen mit erhobenen Händen aus dem Busch kroch, weil der Soldat hineinschießen wollte, wurden wir sehr ausgelacht.

Mein Brotbeutel wurde gefunden, und der russische Unteroffizier untersuchte genau den Inhalt, gab mir aber Stück für Stück, die goldene Uhr, Halskette mit Anhänger, Ohrgehänge, Reisewecker, Ring usw. zurück, salutierte und fuhr wieder ab. Die Frau des tschechischen Lehrers verschaffte uns wieder Ruhe vor den sich angesammelten keifenden Tschechinnen. Aber von Stunde zu Stunde wuchs unsere Ratlosigkeit.

Vom tschechischen Lehrerkollegen bekam mein Vater den Rat, das Schulhaus zu verlassen. Bevor wir uns noch dazu aufrafften, kam eine Gruppe von ca. 10 Gendarmen und Partisanen ins Haus und durchsuchte alles. Vater und Mutter wurden arg mißhandelt, während mich der Ortsgendarm in der Wohnung festhielt. Schließlich wurde Vater abgeführt. Vor der Schule stand während dieser Szene Franz H., Werkmeister ... mit erhobenen Händen. Derselbe wurde dann im Gefängnis erschlagen.

Nun war die Haustür aufgebrochen, und getreu dem Vorbild der Gendarmen, die sich u.a. gleich Schreibmaschine, Ledermantel und Stiefel mitgenommen hatten, plünderte nun das Gesindel der Nachbarschaft.

Abends herrschte auf der Gasse ein unbeschreibliches Durcheinander. Das Haus K. in der Leopoldstadt brannte wie eine Fackel, ohne daß jemand ans Löschen dachte. Russisches "Urräh" und tschechisches Jubelgeschrei, Panzerlärm und Schüsse erfüllten die ganze Gegend. Gegen 10 Uhr mußte Mutter einigen Russen die Wohnungstür öffnen und für sie kochen.

Sie war entsetzt, als sie am nächsten Morgen in die Küche kam und diese voller Unrat fand. Ich hatte mich bei den Flüchtlingen verkrochen. Unser Fluchtgepäck war entdeckt und mit den Russen verschwunden. In den ebenerdigen Räumen, die als Vereinsräume zuletzt Flüchtlinge beherbergt hatten, sah es aus wie nach einem Bombenangriff. Aufgeschlitzte Betten, Kleider, Mörtel, Unrat, Bilder, Scherben, Bücher, Papiere u.a., alles kniehoch durcheinander. Das neue Mobiliar meiner Schwägerin, in Verschlagen zum Abtransport vorbereitet, war mit Äxten sinnlos zerschlagen.

Kaum waren die Russen aus dem Haus, kamen die Partisanen vom Vorabend wieder, schossen wild um sich, und als die erschrockene Frau des Blinden, die kein Tschechisch verstand, ein deutsches Wort sagte, wurde sie angebrüllt, geohrfeigt, dem Mann die Blindenuhr abgenommen, und die ganze Familie mußte sofort aus dem Haus. Ich bekam auch eine Ohrfeige, und meine Brille zersplitterte auf der Steintreppe. Erst nach Monaten bekam ich einen Ersatz. Alle Uniformstücke und was sonst an besseren Sachen ins Auge fiel, wie z.B. Schuhe, Wäsche und das große Radio wurden mitgenommen.

Während dieser Durchsuchung mußten wir Deutschen alle in einer Ecke mit dem Gesicht zur Wand stehen, von zwei Buben mit aufgesteckten Bajonetten bewacht. Diese Schrecken wurden dem alten Herrn doch zuviel, er suchte sich ein anderes Quartier im Nachbarhaus. - Diese Kölner wurden im Juni gesondert abgeschoben und erreichten im Herbst nach ungeheuren Strapazen krank Köln/Rheinland.

Mutter und ich zogen uns in das hinterste Zimmer zurück und suchten nach noch brauchbaren Kleidungsstücken und Lebensmitteln zum Einpacken, als plötzlich ein baumlanger Kerl mit Kosakenmütze hinter uns stand.

Er fragte in gebrochenem Deutsch: "Warum Du traurig? Du Nazi?" Ich schüttelte den Kopf, sagte, die Tschechen haben meinen Vater fortgeführt. Er sagte nur: "Tschechen nix gut. Du machen gut Quartier für mein Offizier."

Es kam ein Hauptmann, der gefangene russische Hilfstruppen verhörte, und sein Dolmetscher

versicherte uns, daß er keine Tschechen hereinlasse und daß wir ruhig schlafen sollten. Wir hatten wirklich eine ungestörte Nacht, aber am frühen Morgen war unser "Schutz" ausgeflogen.

Der tschechische Lehrer kam und riet uns nochmals, das Haus zu verlassen und ihm die Schlüssel zu geben. Er fragte uns, ob wir noch einige Lebensmittel für unseren Bedarf haben. Als wir dies verneinten, brachte er von sich aus in einer Tasche Mehl, Zucker und Malzkaffee. Mutter wollte wissen, was mit Vater geschehen war, worauf er uns mit einem Begleiter zum Gemeindeamt schickte. ...

Am Bürgermeisteramt residierte der Narodni Vybor und sein Chef, der tschechische Bürgerschuldirektor St., sagte im Nebenzimmer laut zu unserm Begleiter: "Was wollen sie denn, der Alte ist erschossen. Sie sind früher dem Hitler nachgelaufen, so sollen sie ihm jetzt auch nachlaufen."

So wurde unser Vater totgesagt, und wir haben aus diesem Grund auch keinerlei Bekleidung für ihn mitgenommen. Wir holten uns in der Schule noch einige Sachen und verließen durch eine Zaunlücke den Garten. Bei Aufräumungsarbeiten in der Wohnung der Eltern durch deutsche Frauen wurden noch Bilder, Sparbücher, Wäschestücke vom tschechischen Lehrer aussortiert und uns geschickt. Dieser tschechische Oberlehrer S. handelte uns gegenüber sehr korrekt und menschlich und mußte später angeblich als Kollaborant dafür büßen.

Wir wanderten nach Wetterhöfel. Als wir die Bahnstrecke überquert hatten, fuhr ein Zug nach Iglau. Aus dem Fenster eines Wagens rief einer verzweifelt: "Grüßt mir mein Weib, ich seh' sie nimmermehr." Wer es war, konnten wir nicht erkennen.

In der Villa N. fanden wir eine vorübergehende Bleibe für drei Tage, dann kam ein russisches Kommando ins Haus. Schimpfend mußte auch der tschechische Hausbesorger sofort räumen, dem die Befreier noch tags zuvor ein Reitpferd geschenkt hatten, das im Garten graste. Indessen zogen von Simmersdorf her viele Gruppen Kriegsgefangener vorbei. Wir hatten alles erreichbare Brot und Wasserkannen bereitgestellt, und manchmal durften wir den erschöpften Soldaten ... etwas über den Zaun reichen.

Am 13. Mai früh machten wir uns auf, um das Schicksal unserer Verwandten 3 km weiter in der "Kronowitten" zu erkunden. Ein herrlicher Maientag, aber kein Mensch war weit und breit zu sehen. Beim Sch. ... sahen wir im Garten unter einem Baum ein Bett mit gelbseidener Steppdecke - es könnte unsere gewesen sein - darin schnarchte ein Russe. Wir schlichen uns vorbei.

Von Vaters Elternhaus kam uns die schwarzgekleidete Hausgehilfin händeringend entgegen und lamentierte: "Unsere Frau ist heute gestorben!" Tante H. war nur auf einen gehässigen tschechischen Verwalter angewiesen und hatte in den Nächten mit ihrer Tochter in Feld und Wald Schutz gesucht. Dabei hatte sie sich den Tod durch eine schwere Lungenentzündung geholt. Sie lag in der Festtagstracht in der Stube aufgebahrt, was aber einige Russen nicht störte, nebenan zu zechen und zu schlafen.

Ein tschechischer Bote hatte sogar die Tochter in Wesenz erreicht, sie kam am nächsten Morgen mit ihren Buben die 18 km zu Fuß, und doch war es schon zu spät, der Totengräber hatte die Mutter schon tags zuvor in aller Stille begraben. Mutter und ich machten noch einen letzten Besuch bei Verwandten in Ebersdorf und auf dem Friedhof und wanderten dann hinter Preitenhof querfeldein nach Gießhübl. Wir hatten einen unvergeßlich schönen Weitblick, so als wollte sich die Heimat noch einmal in schönstem Sonnenschein für immer in unser Herz legen. Kein Mensch arbeitete draußen auf den Feldern, die von breiten Panzerstraßen durchzogen waren.

Wir hofften, in Gießhübl eine Bleibe zu finden, aber auch dort war unser Aufenthalt verboten. Die deutschen Bauern waren größtenteils im Lager des weiblichen RAD eingesperrt, der S.-Hof hatte schon einen tschechischen Verwalter, der jedoch die deutschen Frauen weitgehend

gegen die Russen schützte, es war der Sohn des tschechischen Nachbarn.

Um eine Hoffnung ärmer schlichen wir uns wieder bei der Hintertür heraus über die Felder zurück nach Wetterhöfel. Mutter bekam Fieber, und so ging ich am nächsten Tag allein wieder auf Suche nach Unterkunft nach Altenberg. Glücklicherweise blieb ich am Weg unbehelligt.

Die Stimmung in Altenberg war ebenso ratlos. Täglich wurden Männer abgeholt zum Vieh- oder Pferdetreiben oder ins Gefängnis. In der Nacht vorher hatten betrunkene Russen, von Tschechen angeführt, meine Cousinen gejagt.

Plötzlich war meine Mutter da, ganz abgehetzt. Sie wollte mich warnen, damit ich nicht den Russen in der Villa N. in die Hände liefere, denn von dem Räumungsbefehl der Villa wußte ich noch nichts. Im Gasthaus K. hat man uns bereitwilligst aufgenommen zu den ohnehin zahlreichen Schutzsuchenden. In den Räumen der Gastwirtschaft machte sich eine Russenküche breit, wir schälten dafür tagelang "Kartoschki". –

Die allgemeinen Verbote wurden uns erst nach und nach bekannt, denn wir hatten kaum eine Verbindung mit der Stadt. Nun hörten wir auch von den vielen Bekannten, die in der Stunde der Verzweiflung freiwillig aus dem Leben gegangen waren. Irgend jemand brachte auch die Nachricht, daß mein Vater bei Aufräumarbeiten in der Stadt gesehen worden war.

Am nächsten Tag nahm mich Frau G., die besser Tschechisch sprach, mit auf die Suche nach ihrem abgeführten Gatten. In der Tiefen Gasse erfuhr ich, daß Vater tatsächlich in der Jakobschule eingesperrt sei. Wir wollten ihm Wäsche und Brot bringen, durften aber nicht bis zum Eingang.

Am 26.5. wurde auch die Wirtschaft K. ganz von Russen beschlagnahmt, und wir fanden bei Familie H. in Friedrichsdorf eine Notunterkunft. Ich mußte mich täglich zur Arbeit stellen und russische Offiziersquartiere am Tivoli putzen. Es war ein aufregender Dienst, aber wir bekamen gutes Essen und blieben unbehelligt. In den Nächten suchte ich Schutz bei Kaufmann S., wo ein rumänischer Offizier logierte, der sich eindringenden Russen immer entgegenstellte. In Friedrichsdorf passierte es damals, daß Tschechen eine Anzahl von deutschen Frauen und Mädchen nachts zum Putzen eines Hauses für einen Generalsbesuch holten und diese dann auf das gemeinste einer russischen Meute in die Hände lieferte.

Bei H. schwitzte ich auch einmal zwei Stunden unter der Ofenbank, als mich ein Russe, der mich beim Fenster erblickt hatte, nicht fand und sich zum Trost von den alten Frauen etwas kochen ließ. - Noch einmal war ich in diesen Tagen in Altenberg und wurde von einem rumänischen Soldaten, der sich als Siebenbürger Deutscher entpuppte (aus dem Ort Himmelreich), heil zurückgebracht. ...<<

>>Am 28. Mai war ich wegen großer Schmerzen in meiner Hand zu meinem Glück nicht zur Arbeit gegangen, denn so blieb ich wenigstens mit meiner Mutter beisammen.

Gegen 10 Uhr vormittags kamen Soldaten mit dem Befehl, innerhalb von 20 Minuten mit Handgepäck das Haus in Richtung Iglau zu verlassen. Wir hatten ja nicht mehr viel zu tragen, aber das Ehepaar H., beide über 70 Jahre alt und kränklich, war fassungslos. Aber es half ihnen kein Bitten. Sie mußten ihre zusammengerafften Sachen auf einen alten Kinderwagen laden und ihr (eigenes) ... Haus verlassen. Aus allen Richtungen kamen die Deutschen mit Handwagen und Bündeln und mußten durch ein Spalier von spuckendem und höhndem tschechischen Mob. Es gab auch Schläge und Fußtritte. Einer deutschen Lehrerin wurden die Zähne eingeschlagen.

Unser erstes Ziel war der Sportplatz beim Kreisgericht. Am Tor wurden wir von einem Mann und einer Frau in russischer Uniform abgetastet. Russische Posten mit MP forderten uns auf, allen Schmuck, Edelmetalle, Photoapparate usw. bei Todesstrafe abzugeben. Das Gepäck wurde durchwühlt. Dort wurde mir der letzte Koffer mit einigen besseren Sachen abgenommen. Den letzten Ring trat ich in den Sand, als ich keinen Ausweg mehr sah.

Einige tausend Menschen standen in glühender Hitze dicht beisammen. Erst nach 8 Stunden ging das Tor auf, und wir wurden durch ein Spalier von Tschechen auf die Altenberger Straße gedrängt und wahllos nach Süden oder Norden gewiesen, egal, ob Familienangehörige getrennt wurden.

Unser Zug bewegte sich ... quer über den Marktplatz zur Brünnergasse. (Es war) ein unvergeßlicher Anblick. Meist alte Leute, Gebrechliche, Frauen mit Kindern, mit sichtlich zusammengerafften Habseligkeiten, auf allen möglichen Kleinfahrzeugen, in der Hand oder auf dem Rücken, mühten sich den Brünnerberg hinauf zum ... Gossauer RAD-Lager. Aber wie sah es dort aus. Wir brauchten Stunden um aus- und aufzuräumen, bevor ca. 20 Personen in einer Stube Platz fanden. Türen und Fenster fehlten überhaupt.

Durch Schlagen auf eine große Sägescheibe wurden wir zum Appell gerufen und hörten nun ... von einem tschechischen Leutnant, wo wir waren. Er sagte ungefähr: "Sie sind in einem KZ, nichts gehört Ihnen mehr, alles ist Eigentum des tschechischen Volkes. Besitz von Wertsachen wird streng bestraft. Wer nach Einbruch der Dunkelheit außerhalb der Baracke angetroffen wird, wird erschossen. Wer Selbstmord begeht, dessen Sippe wird ausgerottet. Lebensmittelvorräte stehen den Deutschen nicht zu. Alle mitgebrachten Lebensmittel müssen in der gemeinsamen Küche abgegeben werden."

Für die Nacht wurden Türen und Fenster verrammelt, aber mit Brecheisen verschafften sich die Russen Einlaß, holten sich ihr Freiwild teils mit Gewalt heraus, teils begingen sie ihre Schandtaten vor allen Anwesenden. Männer, die sich schützend der Frauen annahmen, wurden brutal geschlagen. ...

Um 4.15 Uhr war Wecken, eine Stunde später Appell mit Arbeitseinteilung. Verschiedene Gruppen mußten außerhalb des Lagers bei Bauern oder in der Stadt arbeiten. Der Rest wurde im Lager unter Bewachung mit Aufräumarbeiten und Gartenarbeit beschäftigt. Jeder Flecken Brachland wurde sofort mit Gemüse bebaut. Aus den gesammelten Vorräten gab es nur eine dünne Suppe einmal täglich. Morgens und abends (erhielten wir) Kaffeewasser.

Nacht für Nacht kamen dieselben Verbrecher, begleitet von Schießereien, und ich habe es wohl nur der Hilfe meiner Mutter und einem guten Versteck zu verdanken, daß ich nicht auch ihr Opfer wurde. Die Krankheiten häuften sich, vor allem Ernährungsstörungen stellten sich ein. Eine Isolierbaracke mußte eingerichtet werden. Es fehlte an ausgebildetem Pflegepersonal, an Wäsche, Desinfektionsmitteln und Medikamenten. Nur einige primitive Bettstellen mit alten Strohsäcken waren da.

In der Hoffnung, dort nachts sicherer zu sein, meldete ich mich selbst zum Nachtdienst und wurde Krankenschwester. Gleich in der ersten Stunde (meines Dienstes) starb eine unbekannt Diakonissin aus Schlesien, die wahrscheinlich mit einem Treck gekommen war. ... Ihren Namen konnte sie uns nicht mehr sagen. Vermutlich war sie an Typhus gestorben, aber wir waren gewarnt worden, davon zu sprechen, weil man sonst die Liquidierung des Lagers befürchtete. ... Ganze Kolonnen unserer deutschen Gefangenen kamen vorbei, meist barfuß, mehr taumelnd als gehend. Immer wieder wurden sie von unserer Lagerwache aufgehalten und mit allen Schikanen durchsucht. Wir Internierten durften uns nicht nähern.

Am 7. Juni nachmittags ging Dr. K. als erster deutscher Arzt von Stube zu Stube und riet allen Gehbehinderten und Kranken, sich sofort mit ihren Sachen von dazu bestimmten Leuten herunter in die ehemalige Irrenanstalt am Brünnerberg transportieren zu lassen. Zu mir sagte er: "Machen Sie schnell, das Lager soll bald verlegt werden."

Wir hatten ca. 20 bis 30 Leute heruntergebracht, als ich gegen 19 Uhr meine Mutter, die bis dahin beim Bauer gearbeitet hatte, zum Mithelfen herunterführen wollte. Schwere Gewitterwolken hingen in der Luft. Als wir zum Tor kamen, ließ uns die Wache nicht mehr heraus. Gleichzeitig wurde Alarm geschlagen. Aus der Baracke der Lagerleitung kamen Dr. M. und Dr. K., um dem deutschen Lagerleiter den Auftrag zu erteilen, sofort alle Lagerinsassen mit

ihrem Gepäck beim Ausgang zu versammeln. Es herrschte große Bestürzung und alles lief durcheinander. ...

Bald fing ein Sturm an, der Himmel verdunkelte sich, Blitz und Donner krachten, und aus dicken Regentropfen wurde ein Wolkenbruch. War der Jüngste Tag angebrochen? Vor mir fiel eine Frau hin vor Angst und bettelte: "Helfen Sie mir, meine Mutter kann doch nicht gehen, und ich bin auch krank." Ich lief zu Dr. K., und der wiederum erreichte nach eindringlichen Vorstellungen beim Velitel und Dr. Meisel, daß die Kranken in den Baracken verbleiben sollten, um später abgeholt zu werden.

Ich jagte mit diesem Bescheid von Baracke zu Baracke. Es blieben nur wenige, denn sie fürchteten das unbekannte Schicksal. Es war schon dunkel als die Letzten des Elendszuges im Regen das Tor passierten, um im Obergößer Lager nach Stunden völlig durchnäßt anzukommen. Eine teuflische Methode, möglichst viele Menschen krank zu machen und sterben zu lassen.

Für uns gab es an diesem Abend noch viel zu tun, bis wir den Rest der Kranken auf den Brünnerberg gebracht und ... recht und schlecht versorgt hatten. Wir, meine Mutter und ich, verblieben u.a. bei den Kranken auf dem Brünnerberg. Dr. K. entwickelte ein Organisationstalent und eine Verhandlungsgeschicklichkeit mit den Tschechen, die größte Anerkennung verdient. Er hat sich auch tüchtige Mitarbeiter herangezogen und war stets auf das Wohl aller bedacht. Er hat für viele das Dach über dem Kopfe besorgt, das ihnen vielleicht das Leben rettete, und die Schwerkranken davor bewahrt, im Straßengraben zu sterben. Sofort wurden der tschechischen Wache am Tor zwei Schwestern zugeteilt, die die nun laufend ankommenden Kranken und Alten gleich versorgen konnten.

So empfingen wir auch die Elendsfuhren aus dem Helenenthaler Lager nach dessen Auflösung. Die meisten Kranken hatten schweren Durchfall und waren schon so geschwächt, daß sie sich selbst gar nicht mehr helfen konnten. Viele konnten wir nur auf blankes Stroh betten, viele auch nur auf den bloßen Holzboden. Im wesentlichen konnten wir auch nur immer den größten Unrat von Menschen, Wäsche und Boden reinigen. ... Medikamente fehlten zunächst überhaupt und konnten erst nach Tagen und Wochen über gut gesinnte Tschechen besorgt werden.

Die Menschen starben wie die Fliegen, und die Totenkammer reichte nicht mehr aus. In den ersten Tagen waren bei einer Durchschnittsbelegung von 800 bis 1.500 Personen täglich 10 bis 15 Tote zu verzeichnen. Wenn dann Dr. Meisel, ... der Gebieter über alle Internierungslager in Iglau, zur Inspektion erschien, dann sagte er manchmal mit Fingerzeig auf die Verstorbenenanzahl: ... "So wenig!" ... "Hier ist das reinste Sanatorium!" ...

Der Zustrom aus der Stadt, den Dörfern und Lagern riß nicht ab. Das tschechische Kreiskrankenhaus schickte alle deutschen Patienten ins Lager. Die Schwere des Leidens und die fehlenden Behandlungsmöglichkeiten in unserem Lager waren gleichgültig. Die staatlichen Irrenanstalten schickten uns ebenfalls sämtliche deutschen Insassen. Erst ab September 1945 nahm das Allgemeine Krankenhaus chirurgische Fälle, Entbindungen und ansteckende Krankheiten, außer Tbc, wieder an. ...

Anfangs waren wir weit und breit das einzige deutsche Krankenasyl und Altersheim. Der Raum wurde zu eng, und deshalb mußten alle irgendwie Arbeitsfähigen wieder fort ins Arbeitslager. In der Küche tat man, was man konnte, aber es reichte doch nur zu dem Malzkaffee und 100 g Brot am Morgen, einer mäßigen Eintopfsuppe mittags und Kaffee oder Suppe abends. Auch an eine Kleinkinder- und Diätküche war gedacht, aber die zugeteilte Milch reichte kaum für die Säuglinge. Und doch hatte unser Lager gegenüber den anderen Lagern den Vorteil, daß es ein festes Haus mit fließendem Wasser und sanitären Anlagen war.

Zu bestimmten Zeiten gab es sogar warmes Wasser zum Reinigen. Vorne am Tor stand in russischer Sprache "Krankenhaus", das uns vor Eindringlingen schützte. Kam jedoch ein



Russe bis ins Vorhaus, so wurde er von den Herren S. und M. in seiner Sprache über die Infektionskrankheiten aufgeklärt. Alle zogen es dann vor, wieder zu gehen.

Das Wachpersonal war launenhaft und unberechenbar. Sie wurden oft von den öffentlichen Hetzkampagnen beeinflusst. Das Niveau der Anrede bewegte sich zwischen "Weiber, Frauenzimmer, Huren". Es gab Durchsuchungen in den Schlafsälen, obwohl bereits jeder Neuankommling sehr genau untersucht wurde und sie die überflüssig erscheinenden besseren Sachen "beschlagnahmten"

Kleine Verstöße, z.B. gegen die tschechische Gruß- und Meldepflicht, wurden streng mit Kellerarrest bestraft. Ein ca. 20jähriges Mädchel war mindestens 2 Wochen als "Spionin" im Keller in einer Einzelzelle, ... weil man Tagebuchnotizen bei ihr gefunden hatte. Im Sommer mußte ich durch Wochen, von einer Wache begleitet, einer jungen Tschechin das Essen in den Keller bringen, der infolge einer Verwechslung mit einer Gesuchten gleichen Namens der Kiefer eingeschlagen worden war. Ich durfte nicht mit ihr sprechen.

Auch kranke Kriegsgefangene wurden vorübergehend bei uns behandelt. Meine Mutter erklärte mir bald, daß sie dieses Elend ebenfalls krank mache, sie meldete sich lieber zu schwerer Feldarbeit. Trotz der strengen Sauberkeit und eines resoluten Reinigungskommandos vermehrte sich das Ungeziefer bei der räumlichen Enge. Da keine Möglichkeit zum Bügeln war, fand man oft schon in der reinen Wäsche Läuse. Und die Wanzen waren auch nicht mehr aufzuhalten.

Zwischendurch gab es aufregende Nächte mit erhöhter Alarmbereitschaft, weil man die Erstürmung des ... Lagers durch den aufgehetzten tschechischen Mob befürchtete. ... Unvergeßlich wird es mir bleiben, wie sich der große Raum in meiner Abteilung mit über 20 (vergewaltigten) ... Frauen füllte. Teils waren es Mütter von kleinen, auch großen Kindern, teils ganz junge Geschöpfe, die irgendwo überfallen worden waren und nun ganz verzweifelt nach einer Möglichkeit zur Beschaffung von Medikamenten suchten. Durch die Verzögerung dauerte es oft lange und führte zu ernsthaften Erkrankungen, bis wirklich geholfen werden konnte.

Ebenso werde ich nie vergessen, wie blutjunge Mädchen an Tbc sterben mußten, weil uns jede Möglichkeit zur Hilfe genommen war. Auf der Flucht vor den Russen hatten sie sich eine Lungenentzündung geholt, konnten sich nicht auskurieren, sondern mußten bei Bauern schwer arbeiten, bis sie zusammenbrachen. Einige Wochen siechten sie bei uns dahin, bis sie an völliger Auszehrung starben. ...

... Ich mußte Irre betreuen, Epileptiker mit Tobsuchtsanfällen, Schwachsinnige, eine Bauersfrau, die nach schweren Mißhandlungen wahnsinnig wurde, kindische alte Leute. Ich fürchtete mich schon, morgens die Türen zu öffnen, und nur gemeinsam mit einer tapferen jungen Schlesierin konnte ich diesem Elend überhaupt, so gut es eben ging, begegnen. Wir hatten gerade unsere derart Kranken gesäubert, als der sinnlose Befehl der Verlegung derselben nach Stannern kam. Wie Vieh wurden dieselben bemitleidenswerten Geschöpfe nach vier Wochen völlig verwahrlost zurückgebracht.

Außer Dr. K. waren dann noch die Ärzte Dr. E. und Dr. C. eingetroffen, die regelmäßige Krankenvisiten machten und halfen, was in ihrer Macht stand. Nicht mehr helfen konnten sie z.B. der Frau K., die mit einer schweren Blutvergiftung aus dem Lager Stannern kam und starb.

Frau K. war als Kreisfrauenschaftsleiterin in Iglau tätig gewesen und hatte deshalb besonders zu leiden. Erst als es bereits zu spät war, durfte sie sich in ärztliche Behandlung begeben. Groß war auch die Empörung, als eines Tages ein todkrankes Kind gebracht wurde, das eine Russin einer deutschen Mutter im Lager Obergoß weggenommen hatte. Ob man seinen Namen erfahren hat, weiß ich nicht. Oder der Fabrikant K., der, skalpiert und mit einer riesigen Wunde, nach qualvollen Monaten doch sterben mußte. - Ich möchte nicht noch mehr so traurige Fälle anführen.

Die Dentistin (Zahnärztin ohne Hochschulprüfung) Fräulein B. konnte irgendwoher völlig veraltete Geräte für die Zahnbehandlung auftreiben. Sie half vielen und konnte sie von ihren Zahnschmerzen befreien.

Langsam war es auch wieder möglich, Brillen und Medikamente auf eigene Kosten zu besorgen. Finanziert wurde unser Lebensunterhalt durch zulässige Beträge, die man von zur Währungsumstellung abgelieferten Sparbüchern abhob und zum größeren Teil einbehielt, und durch die Verdiener außerhalb, deren Lohn zu 80 % dem Lager verblieb.

Auch eine Kapelle durfte im Haus eingerichtet werden, und ein tschechischer Priester hielt tschechische Andachten. Dieser Raum war aber oft auch die einzige Möglichkeit, mit einem Besuch von außerhalb, der zu ambulanter Behandlung kam, deutsch zu sprechen, denn offiziell war nur die tschechische Sprache erlaubt. Erst nach und nach lockerten sich diese Maßnahmen von selbst.

Mein Vater war nun im Kreisgericht, und ich durfte mir monatlich einmal einen Passierschein zu einer Sprecherlaubnis holen. Wir durften die Wäsche für ihn waschen und ihm bei dieser Gelegenheit etwas Eßbares schicken. Durch Kassiber unterrichteten wir uns gegenseitig über die wichtigsten Ereignisse.

Ende September war die Einzelausreise nach Österreich etwas erleichtert, und einige Familien nützten diese Gelegenheit. Ich sah darin auch eine Möglichkeit, eventuell mit meinen vermißten Brüdern von Österreich aus in Verbindung zu kommen, um sie vor einer Rückkehr nach Iglau zu bewahren. Leider wurde meine Mutter am Wege zur Arbeit verhaftet, weil sie ihrem Bruder, der in einer Gefangenenkolonne vorbeiging, ein Stück Brot zustecken wollte. Sie wurde in der Tiefen Gasse drei Wochen eingesperrt, ohne über den Vorfall mit ihr zu sprechen. Man brauchte eben wieder eine Putzfrau. ...

Weil wir für den Winter schlecht gekleidet waren, bekam Mutter die Erlaubnis, vom Narodni Vybor in Friedrichsdorf etwas zu holen. Wir hatten auch gehört, daß unsere Sachen ausgegraben worden waren. Schäbiges fremdes Zeug warf man meiner Mutter hin mit den Worten: "Das ist gut genug für Sie!" Bei Bäcker Sch. auf dem Boden hatten wir Vaters Wintermantel untergebracht. Die tschechische Nachfolgerin gab ihn anstandslos heraus und noch Lebensmittel dazu.

An einem Novembertag war auch Dr. K. abgereist. 24 Stunden später wurde er überall gesucht. Gutgesinnte Tschechen müssen ihm in letzter Minute über die Grenze geholfen haben. Unser Velitel hatte anerkennende Worte für Dr. K.

Vor dem Stadtbahnhof stand eine Baracke, die mit einigen Paradebetten und Einrichtungsgegenständen für sanitäre Betreuung immer in blitzender Sauberkeit gehalten werden mußte ... Dort mußten wir Schwestern nun abwechselnd Dienst machen. Es schien uns so, als ob diese Einrichtung nur für etwaige höhere Kommissionen zur Besichtigung da war, denn benutzt wurde sie für Transporte Deutscher nie, solange wir dort waren.

Unser Weihnachtsfest: Ein guter Klavierspieler durfte sich sogar ein altes Klavier ins Lager bringen lassen, und Frau A. und S. sangen vor andächtig Lauschenden deutsche Weihnachtslieder. Die Kinder standen vor einem richtigen Weihnachtsbaum. Am ersten Feiertag gab es zum ersten Mal eine richtige Mahlzeit, d.h. Suppe, Knödel mit Sauerbraten (allerdings Pferdefleisch), das bestens zubereitet war und alle beglückte. Auch eine Lagerbücherei, bestehend aus alten Klassikerausgaben, durfte in den Weihnachtstagen Bücher verleihen. In der Silvesternacht öffneten wir das Fenster und hörten auf den Klang unserer "Susel".

Gleich nach den Feiertagen zog ein neuer Velitel, namens Musil, ins Lager. ... Musil war von der Polizei und von anderen Lagern her als brutal bekannt. Der neue Wind wehte auch den Geheimdienst zu Verhören ins Lager, und meine Ahnung bestätigte sich, Mutter und ich wurden mit acht Frauen und zwei Männern mit unbekannter Zielangabe fortgebracht.

Am selben Tage wurden einige Hundert Lagerinsassen ins Aussiedlungslager nach Altenberg

(BMW-Baracken) gefahren, von wo Ende Januar der erste Transport nach Westdeutschland ging.

Wir ... wurden in das ... Lager Obergoß gebracht. ... Es war ein Ausweichlager des Kreisgerichtes Iglau, das völlig überfüllt war. ... Es waren dort ... ca. 200-300 Männer und 30-40 Frauen, davon mindestens ein Drittel Tschechen (Kollaboranten), die irgendwo mit Deutschen zusammengearbeitet hatten. ... Von Prügeleien, wie sie in den ersten Monaten an der Tagesordnung waren, habe ich nichts mehr gehört. ... Fast die Hälfte aller Männer hatte Abszesse oder offene Wunden. ... Der allgemeine Gesundheitszustand war schlecht. ... Junge Männer sahen oft wie Greise aus.

Auf meine Vorstellungen beim tschechischen Lagerleiter, daß die vorhandenen primitiven Verbandssachen dringendst einer Ergänzung bedürften, ließ er den tschechischen Lagerarzt, Dr. Fürst, kommen, der Untersuchungen durchführte, Medikamente verordnete und mir Anweisungen gab. Der Velitel war in diesen Dingen nicht kleinlich, und so bekam ich nach und nach das nötigste zur ersten Hilfeleistung zusammen.

Die ehemalige Krankenbaracke des RAD-Lagers durfte ich wieder für Revierzwecke säubern. Die wirklich Kranken durfte ich dort pflegen und hatte selbst eine saubere Unterkunft dort. Nicht gern hatte ich mich aber von den anderen Frauen getrennt, denn wir hatten uns durch Ast- und Bohrlöcher zur Unterkunft der Männer, die in der Stadt arbeiteten, einen gut funktionierenden Informationsdienst geschaffen, denn sonst hatte man ja keine Möglichkeit, von außerhalb etwas zu erfahren. So hörten wir u.a. auch, daß unser Vater von Iglau nach Kuttenberg übergeben worden war.

Eines Tages holte mich der Velitel in die ehemalige Führerbaracke, die er sich zum Lagerbüro herrichten ließ, und zeigte auf die beschmierten Wände ... Ich muß dumm geguckt haben, denn er sagte: "Ich habe den Deutschen auch heimgezahlt, was sie mir angetan haben, aber vieles, was bei uns passiert ist, ist wirklich eine Schande. Sie brauchen sich nichts gefallen zu lassen, sagen Sie mir nur, wenn Sie einer von da drüben" - auf die Wache zeigend - "belästigt. Ich habe auch zwei Töchter in ihrem Alter. Was können Sie schon verbrechen haben!"

Er selbst benahm sich mir gegenüber sehr korrekt und ließ durchblicken, daß er oft eine andere Haltung zeigen müsse, als seiner Überzeugung entsprach.

Die älteren Gendarmen hatten auch ab und zu meine helfende Hand in Anspruch genommen und steckten mir dafür ... ein Stück Wurst oder Kuchen in die Tasche: "Damit es ja niemand bemerkte." So waren sie alle. Einer fürchtete den anderen, und deshalb überboten sie sich nach außen hin in Abfälligkeiten gegenüber den Häftlingen. Ähnliche Beobachtungen machten auch deutsche Lagerinsassen, die zur Arbeit in die Stadt geschickt wurden, wo sie von verschiedenen Tschechen heimlich Zigaretten, Brot und Lebensmittelkarten zugesteckt bekamen: "Es öffnete sich bloß die Tür, eine Hand kam heraus, so daß man nicht wußte, wer der Spender war."

Die Verpflegung ... (wurde) besser. ... Man war ja bescheiden geworden, aber für arbeitende Männer reichten die Portionen nicht aus. Täglich einmal fand der übliche Ausgang im Lager rund statt, bei dem man immer wieder neue Gesichter sah. Sogar der Humor brach trotz der traurigen Situation manchmal durch.

So mußte ich einmal beim Rundgang hinter Männern gehen und hörte diese (der Wachposten war zufällig weiter entfernt) nach der Melodie des Berghauermarsches summen: "Was soll denn das nur werden, wenn alle Leute sterben, haut es sie in das kühle Grab, ... und werft große Steine drauf, sonst stehen sie am End wieder auf."

Eines Tages bekam ich in Dr. H., dem bekannten Iglauer Internisten, einen Chefarzt, der mir nun die Verantwortung abnahm.

Am 3. April winkte mir Velitel X. aus der Kanzlei mit einem Brief. Ohne diesen zu lesen, drückte er seinen Zensurstempel drauf und überreichte mir das Schreiben meines Onkels Au-

gust S. aus Norddeutschland, wo er nach der Gefangenschaft sich aufhielt.

Ein Böhmerwälder hatte den Brief mit unserer tschechischen Lageradresse in Neuern aufgegeben. Durch die Umsicht des H. St. vom Brünnerberg verschwand er nicht in den Papierkorb des Velitel Musil, sondern brachte uns die ersten Nachrichten von vielen Verwandten. Die Frau eines ehemaligen deutschen Polizeioffiziers von Iglau hatte um die Weihnachtszeit die Ausreisegenehmigung bekommen und nach einer abenteuerlichen Fahrt Westdeutschland erreicht, von wo sie unseren Verwandten unsere damalige Anschrift angeben konnte.

Es war erstaunlich, auf welch verschlungenen Pfaden wir ... noch kurz vor unserer Aussiedlung wichtige Nachrichten erhielten, die uns und unseren Verwandten später in Deutschland viel Suchen ersparten.<<

### **Zustände in der Prager Strafanstalt Pankrac und Zwangsarbeitseinsatz in den Witkowitz Eisenwerken**

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Otto H. aus Mährisch Ostrau (x005/132-138): >>Am 5. Mai 1945 rollte die Autokolonne der Witkowitz Gruben, aus Zwittau kommend, gegen 23 Uhr in Prag ein; dort empfing uns der vorausgefahrne Dr. P. mit der wenig erfreulichen Nachricht, daß in Prag dicke Luft herrsche, es am Wenzelplatz schon zu Schießereien gekommen wäre. Alles war verdunkelt, SS-Wachen kontrollierten die Straßen.

Im Hotel eröffnete mir der Direktor G., daß für uns weder in Prag noch im Falkenauer Revier eine Verwendung sei. Meine Entgegnung war: Ja, warum seid Ihr uns nicht entgegen gefahren, so daß wir sogleich gegen Süden - Richtung Linz - abgeschwenkt wären, wo wir bei den Göring-Werken Verwendung finden konnten. Seine Antwort war: Morgen gehen wir noch rasch zum Generaldirektor W. und holen uns Weisungen, dann könnten wir gegen Mittag losfahren.

Am nächsten Morgen begann Prag sein Bild zu ändern; deutsche Geschäftsaufschriften wurden überstrichen, die Straßenbahnen waren mit tschechischen Fähnchen geschmückt, in der Verkaufszentrale der Witkowitz Bergbau- und Eisenhüttengewerkschaft nahm ein tschechischer Betriebsrat seine Tätigkeit auf. Überall Unruhe und Unsicherheit! Unser Entschluß war sofort gefaßt: So rasch als möglich fort von Prag in das Sudetenland!

Wir gingen in unser Hotel "Carlton" gegenüber dem Hauptbahnhof und vereinbarten, daß die Kolonne um 14 Uhr gestellt sein müsse. Doch war alles um 12 Stunden zu spät! Um die Mittagsstunde gab es auf der Straße eine Schießerei, SS-Mannschaften räumten die Straßen, Sperren wurden errichtet, vom Hauptbahnhof eröffneten tschechische Aufständische das Feuer, das bis zum Waffenstillstand nicht mehr erlosch.

Neben unserem Hotel war im ehemaligen Petschek-Palais das Hauptquartier der Gestapo, die über genügend starke Abwehrkräfte verfügte, um alle Angriffe abzuschlagen. Mit leichten Geschützen wurde die Zugangsstraße zum Wenzelsplatz beherrscht. Den Verlauf der Kämpfe konnten wir nur in dem kleinen Abschnitt vor dem Hotel selbst beobachten, einen besseren Überblick erhielten wir über das Radio. Dieses sandte in vier Sprachen Hilferufe an die alliierten Verbände, da gegen Abend die Aufständischen jeweils zurückgedrängt wurden. In der Nacht erhielten sie Zuzug und errichteten neue Sperren, die den Einsatz von Panzern fast unmöglich machten.

Den Abschluß des Waffenstillstandes hörten wir noch im Radio, die SS-Wachen wurden durch Partisanen ersetzt, vom Nachbarhaus kam ein Funktionär der sozialistischen Druckerei in das Hotel, forderte die sofortige Abgabe der Waffen und versicherte uns seines Schutzes bis zu unserer Überstellung an die Behörde.

Am nächsten Morgen marschierten die Hotelgäste, von Partisanen flankiert, in die von den Kämpfen stark mitgenommene Bredauer Straße, wo wir, nach Abtrennung der Militärpersonen, im Keller der Post bis 23 Uhr festgehalten wurden. Verhalten der Wachen einwandfrei.

Hierauf Anmarsch durch die stillen Straßen zur Polizeidirektion. Während des Marsches forderte ein russischer Soldat die Abgabe der Uhren. In der Polizeidirektion war Hochbetrieb, im Saal wurden die Personalien aufgenommen, größere Geldbeträge erpreßt und viele Verhaftete geschlagen.

In den Morgenstunden kamen wir in den Hof, wo bereits ... Hunderte von Deutschen zusammengetrieben waren, viele davon durch Verprügelungen verletzt. Nun begann der Abtransport ... nach dem Zuchthaus in Prag-Pankrac. Vorher wurden mein Schwiegersohn Dr. Z., ein Fahrer und ich in ein Nachbardorf beordert, wo wir 2 Erschlagene auf ein Lastauto betten mußten. Ein russischer Soldat wollte dem Fahrer hierbei den Lederrock rauben, auf meine Intervention, daß es sich um einen Arbeiter handele, ließ er ab. Wir sausten wieder zu unseren Gefährten, mein Schwiegersohn jedoch wurde zurückgehalten, und wir sahen uns erst einige Stunden später, von seinen Schuhen erleichtert.

Endlich wurden wir in einen Autobus verfrachtet. Die Fahrt war nicht ungefährlich, da uns bei aufgerissenen Straßenstellen die tschechische Bevölkerung, besonders die Weiber, angriffen. Russische Panzer hingegen wurden bejubelt. ... Vor dem Zuchthaus mußten wir mehrere Stunden mit hochoberarmen Armen warten. Die Frauen (hatte man) bereits von den Männern getrennt. Endlich konnten wir eintreten.

Im Korridor mußten wir über ein Hitlerbild am Boden gehen und bekamen dabei mit Gummiknüppeln Hiebe auf Kopf und Rücken. Wieder Warten, neuerliche Registrierung, Abgabe aller Sachen bis auf die Kleider, einschließlich des Mantels, eines Handtuches und Reinigungssachen. Dann endlich schloß sich nach der Aufteilung auf einzelne Zellen die Tür mit dem Guckloch und dem Eisenriegel: wir waren endgültig eingekerkert!

Meine Zelle, 2,30 x 4,00 m groß, hatte bereits 2 Insassen, einen Prager Hochschulprofessor ... und einen pensionierten Sparkassendirektor. Mit beiden Herren habe ich mich vom ersten Augenblick gut vertragen, mit dem Professor durch Monate unseren gemeinsamen Strohsack geteilt. In der Zelle wurden wir nicht belästigt, als Verpflegung des ersten Tages gab es Suppe. - Die Nacht verlief ruhig, der Betrieb im Gefängnis lief sich ein.

In der zweiten Nacht wurden wir durch Schüsse, Geschrei auf den Gängen, Schläge gegen Türen, Salven und gellende Schreie aufgeschreckt. Dieser nervenzermürende Lärm dauerte einige Stunden, dann war wieder Ruhe, nur ein Lastauto fuhr ab. In der nächsten Nacht Fortsetzung der Exekutionen. ... (Ich erfuhr), daß die Erschießungen nicht deutsche Inhaftierte, sondern verhaftete tschechische Vertrauensleute betrafen, die vorher für die Gestapo gearbeitet hatten. Dann schritten die Russen ein und stellten diese gesetzlosen Exekutionen ein.

(Wir wurden) bei der Instandsetzung der Straßen eingesetzt. (Es gab oft) Prügelnszenen, (aber fast) keine Verpflegung.

Die Verköstigung im Gefängnis war vollkommen unzureichend, sie bestand aus Kaffeebrühe, 120 g Brot und wenig Gemüse und Kartoffeln, insgesamt nur ca. 700 Kalorien, wie ein Arzt in der Zelle errechnete. Bereits geschwächt, wurden wir ... in einer Ziegelei zur Arbeit bestimmt. (Dort ereigneten sich wieder) wüste Prügeleien, jedoch (erhielten wir) etwas zusätzliches Essen. Beim nächsten Einsatz, vor dem wir uns fürchteten, war die Behandlung durch die Partisanen gut, es gab auch reichlich zu essen. Jetzt, wo sich scheinbar das Leben in Prag normalisiert hatte, wurde die Außenarbeit eingestellt. ... Ohne Beschäftigung saßen wir in der Zelle und hungerten.

Mittlerweile hatte unsere Zelle Zuwachs bekommen, ein Bergdirektor aus Mährisch Ostrau und der Personalreferent F. für deutsche Kulturangelegenheiten vom Ministerium. Letzterer, ein Reichsdeutscher aus Magdeburg, Dr. jur., konnte sehr interessant von seiner Tätigkeit berichten, da er alle maßgebenden Persönlichkeiten kannte.

Dann verließ uns der Sparkassendirektor, der zu Feldarbeiten abkommandiert wurde; dafür kamen in unsere Zelle zwei Tschechen, ein Hausmeister, der wohl Spitzeldienste geleistet

hatte und ein Gemeindediener aus einem Dorf, der kein Wort Deutsch kannte und nun eine Stinkwut auf seine Landsleute hatte.

Nach 7 Wochen wurden wir alle kahlgeschoren, bekamen Anstaltswäsche, sogar ein Leintuch, behielten aber unsere Zivilkleidung. Durch diese Maßnahme sank aber unsere Hoffnung auf eine baldige Freilassung. Durch die dauernde Unterernährung verloren wir durchschnittlich 10 kg im Monat, und bei einigen Kameraden zeigten sich bereits Ende Juni die ersten Zeichen von Hungerödemen. Außerdem neigten alle Verletzungen zu Entzündungen, oft traten Phlegmonen (eitrige Zellgewebsentzündungen) auf. Nur bei dem bei gutem Wetter erlaubten Gang in den Gefängnishof bestand eine geflüsterte Unterredungsmöglichkeit mit den Kameraden aus anderen Zellen. Hierdurch erhielten wir bei Neueinlieferungen verlässliche Nachrichten über das Zeitgeschehen.

Da der Besitz des kleinsten Bleistiftes oder eines Zeitungsblattes Prügelstrafen zur Folge hatte, bestand für uns alle die Gefahr eines geistigen Todes.

Im Juli erhielten Firmen die Erlaubnis, Gefangene in Gruppen ... auszusuchen. Um 7 Uhr wurden alle Zellentüren geöffnet und Arbeitswillige aufgefordert, anzutreten. Im Hof fand dann eine Art Sklavenmarkt statt, wobei wir uns natürlich nur zu jenen Unternehmen drängten, die gute Zusatzverpflegung gaben. Pech hatten alle die, die zu dem Russenkommando kamen. Denn bei diesen gab es sehr lange Arbeitszeiten und keine Zusatzkost, für uns also ein klares Verlustgeschäft. Da die Russen für ihr Warenlager meist 80 Mann brauchten, kam man doch öfter dran. Der einzige Trost war nur der, daß wir uns manchmal Strümpfe und andere Sachen organisieren konnten. ...

Die Tschechen verloren in kurzer Zeit ihre Begeisterung für die Befreier! Während wir in den ersten Tagen in Geschäften russische Fähnchen und Stalinbilder sahen, die Wachen in Pankrac den Sowjetstern an ihren Uniformen trugen, verschwand dies alles langsam, besonders als die Befreier in den Abendstunden tschechische Frauen zum Mitkommen zwangen. Als die russischen Truppen aus Prag abgezogen wurden, waren lediglich noch einige Spruchbänder der kommunistischen Partei zu sehen, die Bevölkerung kümmerte sich nicht mehr um ihre slawischen Brüder.

Durch die Behandlung während der Arbeit bemerkten wir rasch den Umschwung: wir wurden nicht mehr zur Arbeit angetrieben; zusätzliches Essen wurde gespendet. Nur kommunistische Arbeiter behandelten uns schlecht. Wenn die Tschechen den Russen bei der Sicherstellung von deutschem Heeresgut zuvorkommen konnten, dann forderten sie uns auf, feste zuzugreifen. Wir taten es gern, denn es gab Freißprämien!

Auch bei den Tschechen zeigte sich die alte Erfahrung, daß es bei allen Völkern anständige und sadistische gemeine Elemente gibt.

Im Juli kamen die mit uns eingekerkerten (tschechischen) Kollaboranten, deren Zahl infolge gegenseitiger Anzeigen die Zahl der Deutschen überstieg, in andere Stockwerke und erhielten dort bessere Verpflegung. Durch deren Abgang kamen neue Inhaftierte in meine Zelle, ein Arzt, ein Betriebsleiter aus dem Sudetenland und ein Oberlandesgerichtsrat aus Karlsbad. Sie wurden bei ihrer Einlieferung im Juli furchtbar mit Gummiknüppeln geprügelt. Sie kamen später in eine separate Zelle und durften wegen Fluchtgefahr nicht zur Arbeit gehen. Dies bedeutete natürlich langsames Verhungern, wenn wir ihnen nicht ... öfters ersparte Lebensmittel hätten zustecken können.

Der Abgang war durch den Hunger sehr groß, es starben täglich gegen 8 Inhaftierte bei einer Gesamtzahl von 4.000. Alte Leute, aber auch Tuberkulöse schwanden dahin. Das Lazarett - nur 16 Betten - konnte ... die Kranken nicht fassen, so daß die Ärzte gezwungen waren, frisch Operierte ... sofort wieder in die Zelle zu schicken.

Die Bewachung im Gefängnis und die Körperdurchsuchung waren immer sehr strenge, bei der Arbeit hingegen war die Aufsicht rein formal. Es verdufteten daher monatlich gegen 20 Mann,

hauptsächlich Tschechen, die durch ihre Angehörigen mit Geld und Lebensmitteln versorgt wurden. Ein Pan A., der bei unserer Arbeitsgruppe war, machte sich mit einem Gefährten auf die Socken, kam gut nach Österreich, kehrte aber allein, da ihm dort die Verhältnisse nicht behagten, zurück und meldete sich im Gefängnis wieder. Strafe erhielt er keine und durfte weiter zur Arbeit.

So vergingen die Monate, manchmal wurde einer der Inhaftierten von einem Unternehmen der Heimat angefordert, von uns sehr beneidet, da unsere Phantasie uns vorspiegelte, daß sie vielleicht wieder in einer entsprechenden Stelle untergebracht seien. Der November kam heran, die Arbeit im Freien wurde langsam eine Qual, Angst beschlich uns vor dem Winter.

Eines Abends, als ich von einem Arbeitseinsatz erst gegen 20 Uhr vor meine Zellentür kam, wurde mir von den verriegelten Zellengenossen zugerufen, daß ich mich sofort beim Stockwerksaufseher zu melden habe. Ich sauste, ihn zu suchen, er war aber bereits fort.

Eine Ungewisse Nacht; am nächsten Tag hieß es, ich ginge nicht mehr zur Arbeit, am Vormittag mußte ich antreten, erhielt meinen im Mai abgegebenen Rucksack mit meinen Sachen - das Geld war natürlich fort - und ein Detektiv brachte mich zur mir nun schon bekannten Polizeidirektion. Am nächsten Tag ging es nach Ostrau!

Bei voller Dunkelheit stiefelte unsere kleine Gruppe, eskortiert von ... Agenten, vom Bahnhof Ostrau-Oderfurt dem nahen Lager Mexiko zu. Hierbei riet ich dem in der Gruppe befindlichen ehemaligen Chef des Sicherheitsdienstes des Eisenwerkes Witkowitz, Ingenieur R., diese letzte Gelegenheit zu nutzen und abzuhauen. Aus Gesprächen mit dem Detektiv während der Fahrt schloß ich, daß sie nur die Aufgabe hatten, R. nach Ostrau zu bringen, während die übrigen Deutschen nur mitgenommen wurden.

In der Hauptbaracke des Lagers wurden wir ... mit Essen versorgt und dann zum deutschen Arzt Dr. P. zur Untersuchung gebracht. ... Ingenieur R. wurde verhaftet ... und in das Kreisgericht gebracht.

Das Leben im Lager war für uns, die wir 7 Monate im Zuchthaus in Pankrac gelebt hatten, geradezu gemächlich. Man konnte Bekannte im Lager besuchen, erhielt auf Wunsch Ausgang, konnte lesen, an Sprachkursen teilnehmen und vor allem, es gab genügend zu essen! Bis zur Überstellung in das Lager Groß Kunzendorf betätigte ich mich freiwillig beim Kartoffelschälkommando, wobei viele Neuigkeiten ausgetauscht wurden.

Nach drei Tagen brachte eine Wache mich nach Kuntschitz, in dessen großem Lager gerade 80 Mann angelangt waren, die man als "Ehemalige" aus den übrigen Lagern herausgesucht hatte, um sie dort besonders zu zwiebeln. Aus ihrer Reihe kam eine Gestalt in altem Militärmantel und Kaiser-Wilhelm-Bart, den ich zuerst nicht erkannte und der sich dann als mein bester Freund K. entpuppte. Noch viele andere Genossen einstiger froher Tage tauchten auf, und, wenn auch die Disziplin in diesem Lager etwas schärfer war, so konnte dies unserer meist guten Laune nicht schaden.

Früh zogen die einzelnen Gruppen an ihre Arbeitsstätten, wobei jene mit Arbeitsfähigkeit I oder II die anstrengende Tätigkeit bei der Werksbahn oder beim Hochofen hatten. Ich selbst hatte mit Berginspektor D. die Abfuhr der Asche zu besorgen. ... Nachmittags durfte ich faulenzen oder ging baden, ein Luxus, den wir in Pankrac nur zweimal genossen hatten. ... Ich hatte 9 Öfen des Krankenreviers zu heizen und den Brennstoff heranzubringen.

Einmal meldete ich mich zum Abtransport eines verstorbenen Kameraden nach der Leichenhalle von Witkowitz. Die nackte Leiche kam in einen Sarg, den wir nachher wieder zurückzubringen hatten. Der Sarg wurde auf einen Karren geladen und so zogen wir ohne Bewachung los. Am Friedhof übergaben wir die Leiche, brauchten das Grab aber nicht zu schaufeln, sondern halfen dem Verwalter bei Planierungsarbeiten auf dem Friedhof. In seiner Küche bekamen wir dann ein gutes Mittagessen und konnten dann abziehen.

Am Rückweg stellte ich mich am Louisschacht unserer Gewerkschaft ein und rief vom Tor-

wart den Kassier unserer Direktion an und erkundigte mich, ob für mich nicht ein alter Gagenrest anstehe. Sein Erstaunen über diese Frechheit konnte ich durch das Telefon gut hören!

Mitte Januar wurde ich in das gemütlichere Lager bei der Ziegelei verlegt und arbeitete bei verschiedenen Kommandos, Abtragung des Deutschen Hauses und beim Möbeltransport von geraubten Zimmereinrichtungen. Die ersten Möbel, die ich verladen mußte, war die Einrichtung meiner verheirateten Tochter. –

Im März kam ich als Strafe für mein obenerwähntes Telefongespräch wieder nach Kunzendorf zurück und arbeitete nun als Gesunder bei der Herrichtung einer gesprengten Eisenbrücke. Die Arbeit war schwer, der Geist der Kameraden gut, da die Plage in der frischen Luft uns gut bekam.

Dann kam eine zweite Brücke dran und schließlich Reparaturen an einer Straßendecke, einschließlich der Teerung. Da die Behandlung gut war, schafften wir rüstig und erzielten bei der Ausmessung das 2,8fache des Normalen. Allgemein konnte ich feststellen, daß die Kameraden freiwillig, bei guter Behandlung, wesentlich mehr leisteten als die tschechischen Arbeitsbrigaden.

Ende Mai wurde unsere Gruppe aufgelöst, ein Teil kam zu Straßenarbeiten ins Gebirge, angeblich wurden die Wege rasch für einen Besuch des Präsidenten vorbereitet, der Rest mußte beim Hochofen Schlacke brechen für die Schottergewinnung. Diese Arbeit fiel uns wegen der Hitze sehr schwer, da es aber eine Geldprämie und sogar drei Zigaretten pro Tag gab, hielten wir stramm durch.

Bei den letzten freien Wahlen der Tschechei erhielten die Kommunisten 38 % aller Mandate. Für mich hieß es nun, möglichst rasch aus dem Lande herauszukommen, denn nach den Erfahrungen in den Randstaaten genügt eine starke Minderheit, um eine bürgerliche Mehrheit an die Wand zu drücken. Im Mai wurde im Sudetenland die durch amerikanische Organe kontrollierte Vertreibung der deutschen Bevölkerung (verstärkt fortgesetzt). Einige unserer Kameraden erhielten den Befehl, sich in ihre Heimatorte zu begeben, um mit ihren Familien gemeinsam die Heimat zu verlassen. Nun kam Unruhe und Ungeduld unter die Lagerinsassen. Jeder fürchtete, zu spät zu kommen, jeder hoffte bei der Rückkehr von der Arbeit einen Befehl zum Aufbruch vorzufinden. ...

Mitte Juni kam ich an die Reihe; mit einem Rucksack und einer Pappschachtel verließ ich das Lager und tippelte nach Ostrau. Bei Bekannten fand ich eine Unterkunft für wenige Tage, verabschiedete mich von unserem früheren Stadtarzt und Gefährten vieler schöner Bridgestunden und meldete mich dann zur Gepäckkontrolle.

Der mitzunehmende Besitz war mit 50 kg begrenzt worden. Wertsachen, wenn nicht schon vorher geraubt, wurden nun amtlich abgenommen und wichtige Dokumente beschlagnahmt. Dann warteten wir noch 3 Tage im Aussiedlungslager, erhielten 500 RM Kopfgeld, Reiseverpflegung ... und je 20 Personen ... (einen) Güterwagen.

Dann rollten wir aus Ostrau hinaus, jenem Gebiet, daß für viele die Heimat, für alle aber die Stätte fleißiger Arbeit gewesen war.

In einem sehr langsamen Tempo fuhren wir über Olmütz, Prag nach Pilsen. Dort kontrollierte ein amerikanischer Offizier den Transport. Dann setzte sich die lange Wagenreihe wieder in Bewegung. Am letzten tschechischen Grenzort verließ die Bewachung den Zug. Wir atmeten ... auf, als wir an einem Verhau der Strecke bemerkten, daß wir nun in Bayern, in der Freiheit waren.<<